Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 5 (1915)

Heft: 38

Artikel: Jenseits des Gotthard

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-640830

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

schüttelte nur den Kopf und forschte und frug nach, ob ein Lieutenant Balandrau vielleicht unter den Verwundeten sei. Aber niemand konnte ihr Auskunft geben. Sie fuhren wieder weiter, mußten wieder warten und warten, umsteigen, wurden nach ihren Papieren gefragt und gemustert, hatten Auskunft zu geben über ihr Reiseziel, über Herkunft und Zweck der Reise. In Langres untersuchte man ihre Reisetaschen, Colette reklamierte dreist: „Monsieur, wir sind keine Spione, wir wollen zu unsern verwundeten Gatten nach Lyon." Der Gendarm erwiderte nur, „c'est bien, mesdames", und lächelte.

Es regnete seit zwei Tagen ununterbrochen, Colettes Mut sank auf ein Minimum, und nun war es wieder Hilda, die tröstete. Nun brachten sie schon den dritten Tag mit Fahren, Warten und Umsteigen zu und immer waren sie noch nicht in Lyon. Colette bekam Weinkrämpfe vor Nervenüberreizung, sie jammerte ununterbrochen, klagte dazwischen das Gouvernement und die Bahnverwaltung mit den schärfsten Worten an; Hilda verteidigte und wollte es nicht zulassen, daß Colette die andern Mitreisenden, die ihrer Ansicht waren, ins Gespräch zog, da sie befürchtete, man könne sie am Ende noch verhaften.

Am Abend des vierten Tages kamen sie, an allen Gliedern zerschlagen, in Lyon an. Trotzdem wollte Colette sofort ins Spital, aber man sagte ihr, es nütze nichts, da die Besuchsstunden nur nachmittags seien. Sie waren von der Reise so sehr erschöpft, daß sie sich zufrieden gaben, obschon Colette bemerkte, sie habe gute Bekannte unter den Aerzten, die sie sicher noch zu ihrem Manne ließen.

Als am Morgen die Sonne grüßte, da war Colette wie umgewandelt. Die Ruhe hatte sie erquickt und die Sonne gab ihr neues Leben. Gleich nach dem Morgenkaffee machten sie sich auf, um das Rotkreuz-Spital, wo Henri liegen sollte, aufzusuchen.

Die Stadt war voller Militär und man sah überall Soldaten, die einen Arm in der Schlinge trugen oder den Kopf verbunden hatten. Sie mußten ziemlich lange suchen, bis sie das provisorische Krankenhaus fanden. Nach einer guten Stunde Fahren und Gehen fanden sie den gewünschten Ort, aber nun hatten sie vor Aufregung vergessen, Blumen zu kaufen; ohne Blumen wollte Colette nicht zu dem Kranken. Nun gingen sie auf die Suche nach einem Blumenladen, was auch nicht leicht war in diesem Quartier, in dem sich Frau Lamien, die sonst Lyon kannte, nicht ausfand. Als endlich auch das geschehen, wanderten sie zurück und wurden ohne Schwierigkeiten zu Herrn Lamien gelassen. Er lag bleich und mit hohlen Wangen in seinem Bette. Als er so unerwartet Colette vor sich sah, da kamen ihm die Freudentränen und Colette beugte sich mit heftigem Schluchzen über ihn.

Die Rotkreuzschwester versicherte, daß die Verletzungen gar nicht schlimm seien und er vielleicht schon in ein paar Tagen aufstehen könne, aber Colette konnte sich nicht beherrschen, bis die nervöse Krisis vorüber war. Alsdann begann Herr Lamien selbst zu trösten, es gehe ihm ganz gut, er habe keine Schmerzen, und nun, da Colette hier sei, werde er durch ihre Anwesenheit allein schon gesund.

Hilda stand am Bette, sah sich mit ernsten, großen Augen im Krankenzimmer um, wo noch verschiedene Verwundete teils herumgingen oder in ihren Betten lagen. Wie glücklich wäre sie gewesen, wenn sie ihren René hier hätte sehen und über seinen Zustand so viel Tröstliches vernehmen können.

Herr Lamien sagte ihr Artigkeiten, er konnte aber nicht verhehlen, sie sei sehr schmal im Gesichte geworden, was ihr aber gut stehe. Sie antwortete mit einem Lächeln.

(Fortsetzung folgt.)

Jenseits des Gotthard.

Unsere Berner Truppen, die von der südlichen Grenzwacht zurückkehren, sind des Lobes voll über den freundeidgenössischen Empfang und die fürsorgliche Pflege, welche ihnen das Tessinervolk während des Grenzwachtdienstes hat angedeihen lassen. Ihr wettergebräuntes Gesicht strahlt, wenn sie des herzlichen Abschieds von den Fratelli ticinesi gedenken. Manche ängstliche Mutter, deren schmucker Sohn im zweifarbigen Tuch (auch die Feldgraue ist bekanntlich zweifarbig) bei seiner Rückkehr aus dem Tessin Land und Leute in den leuchtendsten Farben malte, wird im ersten Augenblick geargwohnt haben: „Gilt wohl diese edle Begeisterung letzten Endes nicht eher den scharmanten Sorelle ticinesi?" Mag sein, daß die erfahrene Mutter zum Teil recht hat. Junge Leute sind ja immer impulsiv im Urteilen. Halten wir uns indessen an das objektivere allgemeine Urteil der Presse. Der mündliche Bericht unserer Soldaten wird durch Schilderungen aus dem Militärleben an unserer Südfront durch herzerquickende Anekdoten noch bereichert und vertieft. „Alle erlebten Schönes. Vieles wie echte Poesie! Und was uns besonders wertvoll war, alles war durchwirkt von unverfälschtem Schweizertum. „Compatrioti, confederati," hieß es immer wieder. „I nostri bravi soldati!" Wie mancher offenbarte uns begeistert sein „Cuore svizzero!" Zuhinterst in einem Schmugglerwinkel hat uns ein 65jähriger Graubart mit heiligem Eifer versichert, auch er wolle fürs Schweizerland stehen und fallen in der Stunde der Gefahr. In unzähligen Hütten in den entlegensten Tälern und hoch oben auf den Alpen hängt das Bild des Generals und namentlich des Bundespräsidenten Motta. Ja, dann geht ein Leuchten über die braunen Gesichter, wenn man den Tessinern von Giuseppe Motta spricht, dem edlen Sohn ihres Stammes, der in diesen wildbewegten Tagen mit Kraft und Würde das Steuer der eidgenössischen Republik führt."

So schildert uns u. a. der Feldprediger des Schützenregiments 12, Hauptmann Baudenbacher in seinen trefflichen Skizzen „Aus dem schweizerischen Militärleben" das schöne Verhältnis zwischen unsern Berner Truppen und den Tessinern. Auch durch die Tessinernummer der neuen Zeitschrift „Schweizerland" gewinnt man den Tessin lieb. Ja, wir biedern Deutschschweizer können es kaum begreifen, wie wir, Eidgenossen unterschiedlichen Stammes, jahrhundertelang aneinander vorbeigelebt haben. Nur bei Anlaß tiefgreifender Störungen im tessinischen Volksleben haben wir mit ernster Miene über die Alpenmauer geblickt.

Freilich reisen alljährlich Tausende der Unsrigen durch

Lugano-Paradiso.

den Tessin. Sie ziehen aber meist die große Heerstraße entlang, welche durch die Gotthardbahn vorgezeichnet ist. Die Hochzeitspärchen und andern Vergnügungsdurstigen kommen und gehen wie Reisende fremder Nationalität. Man zeigt ihnen die schönsten Stuben, läßt sich den herrlichen Naturpark loben, kommt aber dabei im Gespräch mit Tessinern kaum über Gemeinplätze hinaus. Wie wäre es anders möglich, kennt doch nur ein verschwindend kleiner Teil der schweizerische Bevölkerung die dritte Landessprache. Auch unsere Milizen waren in dieser Beziehung nicht besser dran, gewiß nicht. Aber sie kamen auf ihren „Dienstreisen" in die entlegensten Hirtendörflein hinauf. Durch die stets wechselnde Einquartierung bei Familien der verschiedenen Landesteile, durch das Zusammenleben mit ihnen gewannen sie einen Einblick in die Eigenart des Tessinervolkes, wurden mit den Freuden und Leiden ihrer Compatrioti bekannt. Selten tritt die Gesinnung der Bewohner einer Gegend besser zutage, als wenn Einquartierung in eine Gegend kommt, die nur Einzelnen Vorteil bringt, von der Gesamtheit aber Opfer fordert. Wie glänzend hat sich doch die von Fernstehenden auf Grund marktschreierischer Tendenznachrichten oft angezweifelte Solidarität der Tessiner bewährt!

Bei etwas mehr historischem Verständnis hätten wir zwar wissen können, daß die Tessiner auch in Zeiten der Gefahr treu zur Fahne halten. Das Denkmal auf der Piazza dell' Independenza aus den Tagen der Zentenarfeier von 1898 ruft dem Besucher Luganos jene stürmischen Tage von 1798 in Erinnerung, da sich Lugano entscheiden mußte, ob es sich der neugegründeten aggressiven zisalpinischen Republik anschließen oder der Eidgenossenschaft treu bleiben wolle.

„Liberi e Svizzeri"
Il motto dei Luganesi nel 1798
Un secolo dopo
Ripetono esultanti i Ticinesi
E raccomandano ai Posteri

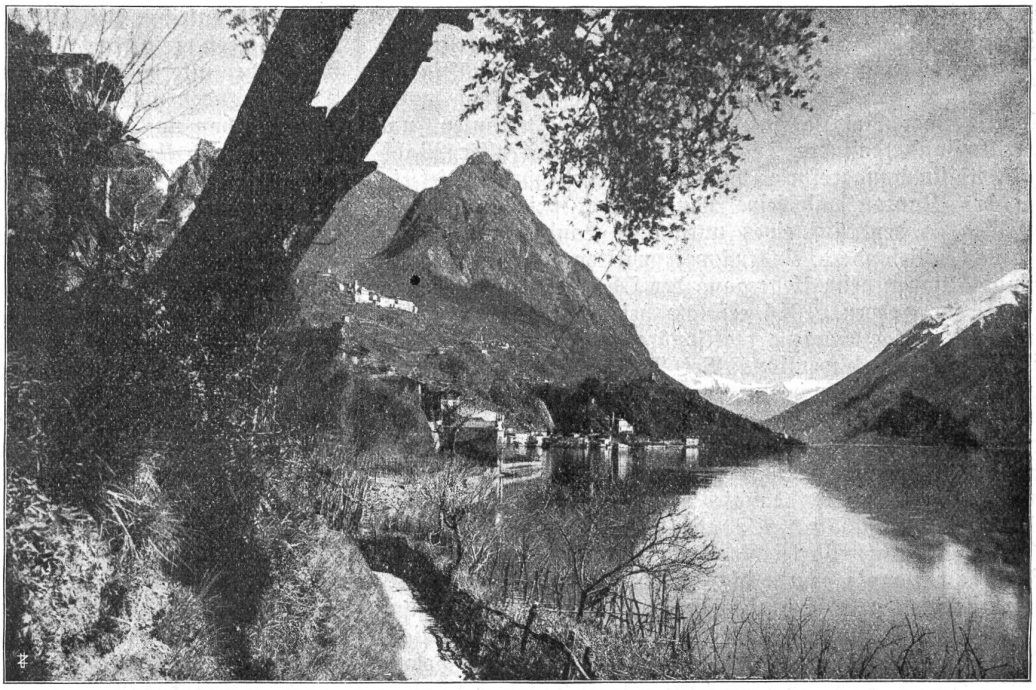
So lautet die Inschrift an diesem Denkmal.

„Freie und Schweizer", ihrer Parole sind die Tessiner bis zur heutigen Stunde treu geblieben. Man muß den Entschluß der Tessiner zur Zeit des Sturzes der alten Eidgenossenschaft deshalb hoch einschätzen, weil die alten Eidgenossen als Herren des Landes eine Mißwirtschaft geführt hatten, deren böse Spuren bis heute noch nicht alle getilgt sind.

In kurzem historischem Rückblick sei hier skizziert, wie der Kanton Tessin an die Eidgenossen kam. Das ganze Gebiet gehörte bis zu Beginn des 15. Jahrhunderts zum Herzogtum Mailand. Im Sommer 1403 zogen die Urner und Obwaldner zum erstenmal über den Gotthard und brachten durch Unterwerfung des Livinentals den für ihren Handel überaus wichtigen Bergpaß in ihren Besitz. Das 1410 eroberte Eschental ging durch geheime Verbindung der Herren von Raron im Wallis, welche durch die Eidgenossen nicht von der direkten Verbindung mit Italien abgeschnitten sein wollte, 1414 an die Savoyer verloren. Durch Uebertragung der Herrschaft über das Eschental im Namen des Reiches und Kauf von Bellinzona hatten die Eidgenossen ihre Eroberungen jenseits des Gotthard befestigt; sie verloren aber durch die wenig

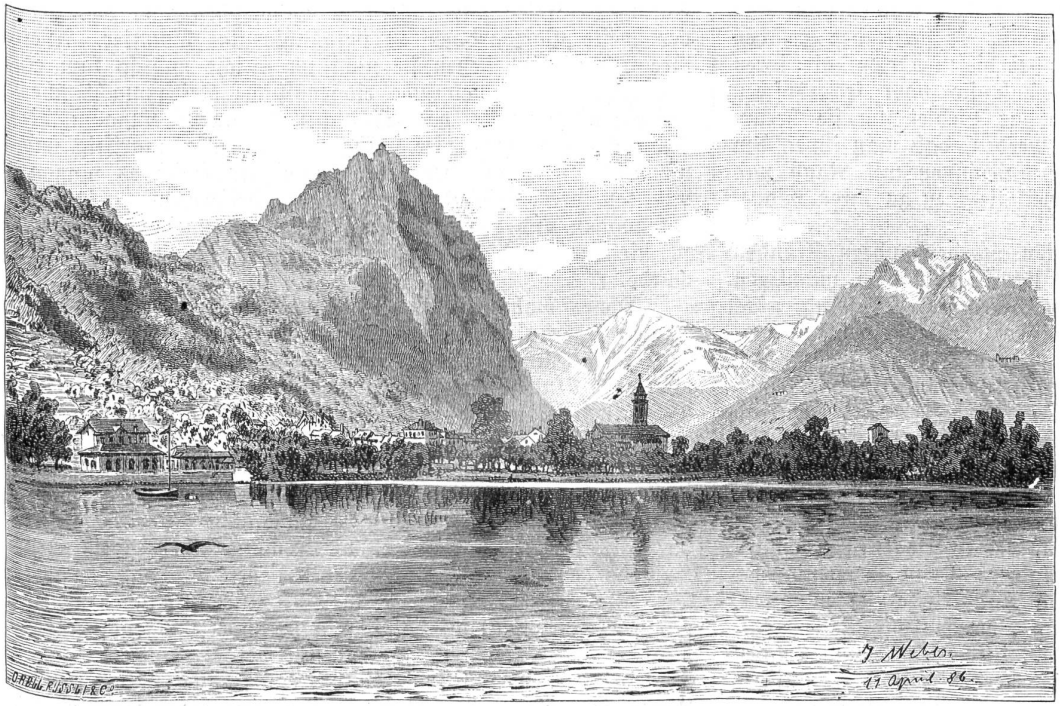
Lugano-Caprino.

glücklichen Kriegszüge gegen Mailand (Arbedo im Jahre 1422) durch den Bellenzerfrieden alle Herrschaften auf der Südseite der Alpen. Als etwa hundert Jahre später das Herzogtum Mailand nach und nach in Trümmer geschlagen wurde, fiel den Eidgenossen schon 1503 Bellinzona zu, das lieber eidgenössisch als französisch sein wollte. Und als die Eidgenossen auf dem Pavierzug 1512 Maximilian Sforza auf den Herzogstuhl von Mailand setzten, trat ihnen dieser zum Danke das Eschental, Lugano, Locarno und Mendrisio ab. Nach der unglücklichen Schlacht von Marignano 1515 ging ihnen das Eschental wieder verloren. In zahlreichen Grenzstreitigkeiten sind dann die jetzigen Grenzen des Tessin im Laufe der Jahrhunderte festgelegt worden. Heute bildet das ganze Gebiet einen nach Italien ausspringenden Winkel, beidseitig gefaßt von den Klauen der beiden Löwen des Nachbarstaates.



San Mamette-Castello.

In seiner politischen Denkschrift: „Der Tessin und die schweizerische Eidgenossenschaft" schildert Professor Dr. J. Schollenberger eingehend die Entwicklung der politischen Verhältnisse im Kanton Tessin und dessen Beziehung mit der Bundesregierung. Zur Zeit der Helvetik war der Kanton in zwei Verwaltungs- und Gerichtssprengel der einen und unteilbaren Republik geteilt. Der Kanton Bellinzona umfaßte Bellinzona, die Riviera, Blenio und die Leventina. Zum Kanton Lugano gehörte Lugano, Mendrisio, Locarno und das Val Maggia. Jahrzehntelang rivalisierten die beiden Städte Lugano und Bellinzona um den Vorrang als Kantonshauptort. 1870 wurde der Streit so hitzig, daß er beinahe zur Trennung des seit der Mediation vereinigten Kantons geführt hätte. Die Restauration brachte dem noch in den Kinderschuhen steckenden souveränen Staatswesen ein schlimmes Aristokratenregiment unter Landammann Quadri. Durch Zusammenwirken der klerikalen und liberalen Partei wurde 1830 das Regiment Quadri gestürzt. Nun wäre die Bahn frei gewesen zur Entfaltung aller Kräfte im Interesse der tessinischen Republik. Statt nun durch gemeinsame aufbauende Arbeit die Wunden zu heilen, welche seit Jahrzehnten, ja seit Jahrhunderten klafften, wurden dem Staatswesen neue Wunden geschlagen durch die heftigsten Parteikämpfe zwischen Klerikalen und Liberalen. Dieses Ringen um die Oberherrschaft gehört nicht zu den Eigenheiten des Tessins. In andern katholischen Kantonen befehden sich dieselben Parteien auch heftig genug. Beim Tessiner wurde aber der Parteikampf verschärft durch ein lebhafteres Temperament, durch romanische Leidenschaftlichkeit, welche ihn zum unversöhnlichen Gegner jeder Opposition machten. Jede Partei wollte, mußte ausschließlich allein herrschen und duldete keine starke Minderheitspartei neben sich. Die kleinsten Majoritäten der einen Partei unterdrückte eine große Minderheitspartei mit allen zu Gebote stehenden erlaubten und unerlaubten Mitteln. „Stimmenkrumirs" zogen von einem Wahlkreis in den andern, um zu stimmen, aus allen Weltgegenden brachten die „treni elettorali" die Stimmenden



Melide.

zur Urne, Nichtstimmberechtigte wurden in die Stimmregister eingetragen und mißbeliebige Stimmberechtigte gestrichen, Stimmzettel von Gegnern wurden willkürlich ungültig erklärt u. a. m. Die Folge solcher Machenschaften waren Rekurse über Rekurse an die kompetenten Instanzen, und der Umstand, daß der Tessin den dritten Teil aller Wahl- und Abstimmungsrekurse unserer Bundesbehörden lieferte, hat den Kanton und seine Landeskinder bei den Miteidgenossen in den Ruf eines unruhigen Landes und Volkes gebracht. Besonders eindrucksvoll wirkten die gewaltsamen Staatsaktionen beim Uebergang der Oberherrschaft von einer Partei zur andern. 1814 erfolgte bei Aufstand des Volkes gegen die aufgezwungene reaktionäre Verfassung militärische eidgenössische Intervention. Bei Anlaß der 1839er Revolution, da das Regiment der Klerikalen gestürzt wurde und die Liberalen für beinahe vierzig Jahre ans Ruder kamen, griff der Bund nicht ein. Auch bei den Unruhen von 1855 (Pronuciamento) und 1870 (Verfassungsrevision und Hauptortsfrage) genügte die Entsendung eines eidgenössischen Kommissärs. Als aber bei den Großratswahlen 1875 die klerikale Partei die Mehrheit in der gesetzgebenden Behörde verlangte, wurde die Spannung zwischen den beiden gegnerischen Lagern so groß, daß sich eine Auseinandersetzung zwischen den politischen Gegnern in Stabio zu einem blutigen Kampfe auswuchs. Einem eidgenössischen Kommissär gelang es mit Hilfe eines kantonalen Truppenaufgebotes, die äußere Ruhe wiederherzustellen. Aber es konnte nur äußere dumpfe Ruhe sein. Der starken maßlos unterdrückten Minderheit konnte man es nicht verargen, wenn sie in den Unruhen vom März 1889 gegen schlimme Regierungs- und Wahlpraktiken protestierte und im September des folgenden Jahres durch Revolution der klerikalen Partei die Oberherrschaft entriß. Bei diesen Unruhen wurde der Kanton drei Wochen, resp. drei Monate militärisch besetzt. Mancher Milize der ältern Garde erinnert sich noch lebhaft an diesen Tessinerhandel, und hätte nicht der europäische Krieg mit der nun schon ein Jahr dauernden Mobilisation der Schweizer Truppen solch kleine Aktionen in den Hintergrund gedrängt, so wäre der Tessinerputsch die wichtigste militärische Aktion unserer Generation geblieben. Damals ward der Empfang der eidgenössischen Truppen wohl kaum so gefeiert wie jetzt. Der Soldat tat seinen Miteidgenossen gegenüber die unangenehme Pflicht, der Tessiner empfand das Truppenaufgebot als lästigen Druck. Mit dieser letzten und größten Intervention hat der Bund dem Kanton Tessin die Regierung gegeben, der es einzig möglich ist, den Kampf der Parteien auf ein erträgliches Maß einzudämmen. Durch Einführung der Proportionalwahl und Einsetzung einer gemischten Regierung wurde mit der an der Volkskraft zehrenden fanatischen und ausschließlichen Parteiherrschaft gebrochen. Unter der geschickten Leitung des eidgenössischen Kommissärs Künzli wurde der Uebergang zur neuen Regierungsform unter Leitung der Liberalen möglichst schmerzlos vollzogen. Im nachfolgenden Schwurgerichtsprozeß, wo der jetzige Bundesrat Forrer u. a. die revolutionären Angeklagten verteidigte, wurden alle, mit Ausnahme desjenigen, welcher den Staatsrat Rossi im Regierungsgebäude in Bellinzona erschossen hatte, freigesprochen.

Seither sind genau 25 Jahre ins Land gezogen. Die Hoffnungen, die das begeisterte Volk damals in die neue Regierung setzte, sind nicht alle in Erfüllung gegangen, konnten nicht alle in Erfüllung gehen. Was seither getan worden ist und noch zu reformieren bleibt, soll im Folgenden dargestellt werden. (Schluß folgt.)

Der Garten auf der Sonnseite.

Von Meinrad Lienert.

Es war im Weinmonat des Jahres 1502. Da saßen die Ambassadoren aller Stände der alten Eidgenossenschaft zu Luzern unter dem Frakmünd zu einem Ratschlag beisammen. Die Eidgenossen von Zürich, Bern, Luzern usw. versuchten mit großer Beredsamkeit, ihre Miteidgenossen aus den drei Urständen Uri, Schwyz und Unterwalden vom Zug ins Welschland abzuhalten. Nämlich, die Leute des welschen Städtchens Bellenz hatten sich bei diesen Orten, als ihren Schirmern, bitterlich beklagt, daß sie vom französischen Kriegsvolk, das Mailand und das Gebiet um sie herum besetzt halte, gar übel traktiert werden, daß man ihnen den mailändischen Markt verschließe und ihnen mit Raub und Mord allenthalben nachstelle, weil sie treu zu ihren Eidgenossen hielten.

So sehr nun die Abgesandten aus den andern Ständen den drei Urständen zuredeten, sich ja mit dem mächtigen König von Frankreich, als dem Herrn von Mailand, nicht zu überwerfen und die bösen Stöße irgendwie rechtlich auszutragen, bestanden diese doch darauf, ihren Schützlingen im Livinental mit aller Macht zuzuziehen und sich das schöne Städtchen und das weinreiche Tal, deren sie kaum recht froh geworden, von niemand rauben zu lassen. Also erhob sich der Ratsbote von Uri und sagte: „Von Gott und unsern Hellebarten werden wir unser eigen Recht nehmen. Unsern Leib und Gut und alles, was uns im Vermögen steht, werden wir mutig dransetzen, um uns des überlegenen Nachbars und seines Uebermutes zu entladen. Denn so wenig als wir unser Vaterland, unser Weib und Kinder stecken lassen, ebensowenig, und noch viel minder, werden wir Bellenz lassen. Wir haben den Leuten obrigkeitliche Treue und Schirm geschworen. Unter zwei Uebeln werden wir das mindere wählen, eher den Tod leiden, als Siegel und Brief und gegebenes Wort brechen."

Trotz allen weitern Vermittlungsversuchen der andern Stände, beschlossen die Urstände dann zu Schwyz am 21. Hornung 1503 den Zug ins Welschland und am 23. gleichen Monats lüfteten Uri, Schwyz und Unterwalden ihre Banner, erklärten dem König von Frankreich, Ludwig XII., in aller Form den Krieg und rückten in Eilmärschen über das tiefverschneite Gotthardgebirge ins Livinental hinunter. Aber ihre Eidgenossen ließen sie nicht im Stiche und so kam es denn, daß eine ansehnliche eidgenössische Kriegsmacht über Bellenz hinausrückte, das Städtchen Luggarus einnahm, die Franzosen am Langensee schlug und sich also angriffig und mannlich hielt, daß der König von Frankreich es vorzog, mit den drei Urständen und ihren Helfern einen für sie ehrenvollen und vorteilhaften Frieden zu machen, der dann zu Bellenz in dickrotem Nostrano gar üppig verschwellt wurde.

Dieses wahre Geschichtlein kam mir in den Sinn, als ich meine Frau in die Tonhalle schickte, wo unser tessinischer Dichter Francesco Chiesa vortragen wollte. Leider konnte ich wegen Unwohlseins selbst nicht hingehen. Da dachte ich, ich wolle die kleine, inhaltsschwere Historie unterdessen vor den Miteidgenossen ein wenig auffrischen, damit sie in dieser Zeit erkennen, daß sich die alten Eidgenossen nicht „forchten", auch im Winter über das verschneite Gebirge einen Waffengang zu tun, und daß sie, nicht ohne Nutzen, hie und da statt langer Ratschläge, die Schläge ihrer weidlichen Heillebarden das träfe Wort reden ließen und daß sie auch über alle Berge Bundestreue hielten. Und auffrischen wollte ich dieses Geschichtlein, damit den heutigen Eidgenossen der Wandel der Zeiten recht augenfällig werde.

Ja, der merkwürdige Wandel der Zeiten und der Zustände in unserm Vaterlande. Vor ungefähr dreihundert Jahren erklärten unsere Vorväter, ja sogar einzelne Kantone,